

August 1914.

Saatfenne zog jäh über unsere Wege und hing rot über Felder, die erntefrüh ihre Frucht noch trugen.

Doch einmal wird wieder Erntefenne scheinen, in der die Saat zur Ernte blüht.

Maximilian Lazarowik.

Zwei Jahre Krieg.

Man spricht die moralisch-praktische Vernunft in uns ihr unwiderstehliches Geis aus: es soll kein Krieg sein; weder der, welcher zwischen mir und dir im Naturzustande, noch zwischen uns als Staaten, die, obzwar innerlich im geistlichen, doch äußerlich (im Verhältnis gegen einander) im geistlichen Zustande sind.

Immanuel Kant, Metaphysik der Sitten.

Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein.

Goethe, Brief an Carlisle.

Kämpfer in Ruhe.

Ein Mitarbeiter des „Matin“ hielt sich drei Tage im Ozean-keffel der Front bei Thiamont auf und berichtete seine Eindrücke. Wir entnehmen diesem Bericht, wie er die Rückkehr einer Ab- teilung todmüder Soldaten schildert, die die lange Autoreise von der Front bis zur Aufstellung in einem Stütz zurücklegten.

Für tot erklärt.

Von Ernst Wichert.

„Das Gerücht?“ „Jawohl! Er ist vom Gerücht für tot erklärt, wie sie's nennen.“ Der Seemann riß die Augen weit auf und starrte ihn, bewegungslos wie ein Steinbild, einige Sekunden lang an.

Niclas sah ihn verwundert an und wagte nicht, weitere Erklärungen zu geben. Erst als der Matrose ihn fragte: „Wer hat denn solche Eile gehabt, mein Junge?“ zeigte er mit der Hand über das Goff und meinte recht pöfzig:

„Ich glaube wohl, der da drüben.“ „Wer?“ „Nun, der reiche Krüger, Herr?“ „Konrad Silgruber?“ „Gewiß! Ihr kennt auch den?“ „Und aus welchem Grunde?“ „Gm! Er ist ja der Bräutigam.“ „Konrad Silgruber — der Bräutigam — — und die Braut — die Braut?“

„Nun, das ist ja eben die Annika Klars, des ertrunkenen Peter Klars Witwe.“

Fragen und Antworten hatten einander gejagt. Mehr und mehr vorgebeugt, und immer hastiger und wilder hatte der Fremde seine Erkundigungen eingezogen. Jetzt, als das letzte gesagt war, rollten seine Augen, schwellen die Stirn- adern blau an; seine Knie schlotterten und knieten ein, die frächtige Gestalt brach zusammen, wie vom Siebe einer Art ins Genick getroffen, machte eine unfreiwillige Bewegung vorwärts und fiel säuer mit dem Gesicht auf den Sand. Das alles war ein Augenblick.

Niclas sprang entsetzt einige Schritte zur Seite, sah ängst- lich zurück, gewahrte kein Lebenszeichen und ließ in atemloser Hast eine Strecke den Sandberg hinab. Erst in einiger Ent-

fernung machte er Halt und wagte wieder einen Blick rück- wärts. Er überlegte, was zu tun sei; noch nie hatte er sich in einer so schwierigen Lage befunden.

Nach dem Dorfe war's noch eine halbe Stunde; bis er jemand fand, der ihn begleitete, dauerte sicher ebenso lange. Sollte er nicht wenigstens erst nachsehen, was dem Manne fehle, oder ob er wirklich tot sei, wie es den Anschein hatte? Das Herz schlug ihm heftig, aber allmählich fand sich doch wieder ein wenig Mut ein; er beschloß, abzuwarten, ob der unheimliche Gast von selber wieder zu sich kommen würde.

Darauf mußte er freilich lange warten. Endlich war es ihm, als ob er ein leises Wimmern vernähme, wie wenn ein Kind recht schmerzlich weinte. Er horchte gespannt auf — und ganz recht, jetzt bewegte sich auch der Kopf, und die weit ausgestreckten Hände griffen in den Sand, vielleicht um einen Stützpunkt zu suchen.

Das Mitleid wurde bei Niclas rege, er trat erst langsam und zögernd, dann immer eiliger den Rückweg an, kniete neben dem Kranken nieder und war ihm behüßlich, sich aufzurichten und auf die Seite zu werfen. Es war ein trauriger Anblick; der Fremde blutete aus Nase und Mund, und in seinem Vort- hingen zusammengeballte Klumpen Sand; die halb geöffneten Augen waren wie verglast. Niclas band ihm das Galfstuch ab und bemühte sich, ihn zu reinigen, soweit dies ohne Wasser möglich war. „Haltet Euch ruhig,“ redete er ihm zu; „ich will ins Dorf hinab und Leute herbeiholen.“

Kleines Feuilleton. Moderne Höhlenbewohner.

Die von dem langwierigen Stellungskrieg erzwungene An- passung der höchststehenden europäischen Kulturvölker an die Lebens- bedingungen von Erdhöhlenbewohnern hat in einem seit historischen Zeiten nicht mehr erfolgten Maße die Lebensformen primitivster Kulturstufen zu neuer Geltung gebracht. Die Unterstände unserer Soldaten haben sich jedoch schnell wieder die Hülsenquellen zunutze gemacht, die die durchgearbeiteten Handwerksmethoden und das tech- nische Zeitalter bieten können. Das Bild einer reinen Erdwoh- nungskultur, die überhaupt nur noch bei sehr unentwickelten Völkern heute auftritt, vermögen uns dagegen einige nordafrikanische Völkerstämme, die durch den verunglückten Feldzug Italiens gegen Tripolis zum erstenmal mit Europäern in dauernde Verbindung traten, in fast klassischer Form zu geben. Sie leben in ungeheuren, an den Wänden unerkleideten Vertiefungen, die aus der bloßen, sandsteinähnlichen Erdmasse herausgehauen werden, oft in Dörfern von laufend Einwohnern zusammen. Anordnung und Lage dieser Siedlungen, die H. Hansen im „Prometheus“ beschreibt, stehen im direkten Gegensatz zu den Gesichtspunkten, nach denen unsere Unterstände an der Front ausgebaut werden. Während hier ent- sprechend den endlosen Schützengräben, Unterstand neben Unter- stand, fest voneinander geschieden, womöglich in einigem Abstand, sich aufstaut, um zu große Menschenansammlungen zu vermeiden, zentralisieren jene zu Arabern gewordenen Verber ganze Gruppen von Wohnungen um einen Lichthof. Während an der Front die weicherdeige Ebene den gegebenen Platz für den Unterstand dar- stellt, bevorzugen jene Höhlenbewohner stark hügeliges Gelände. Hier sind zwischen die keinen Unebenheiten des Bodens wie Granattrichter die Mündungen der oft 10 Meter in die Erde senk- recht hinabführenden Lichtschächte so geschmiegt, daß kaum merk- liche Veränderung der Bodenform wahrzunehmen ist. Noch merkwürdiger ist, daß auch ein großer Teil des Lebens im unter- irdischen Dämmerlicht stattfindet. Der Boden des Schachtes ist Hof, Garten und Straße zugleich, ohne daß er aber als Eingang zu den einzelnen Wohnungen dient. Diese besitzen vielmehr jede für sich stollenartige unterirdische Gänge, die ebenfalls unauffällig ins Freie geführt sind. Um den „Hof“, die einzige Lichtquelle, gruppieren sich die Katakombengrabstätten die dunklen eigentlichen Räumlichkeiten, die wie eine moderne Wohnung genau nach Wohn- und Schlafzimmer, Vorratskammer, Stall usw. abgeteilt sind. Häufig sind mehrere Etagen solcher Wohnungen übereinander an- geordnet, so daß in die Steine steile Treppen gebauten werden

müssen, um eine Verbindung zu schaffen; damit erhält der Licht- hof noch die Eigenschaft des Treppenhofes. Da ein Eingang durch den Lichtschacht unmöglich ist, kann die Erdwohnung mit Leichtig- keit durch Verrammeln der wenigen engen Eingangsstößen zur Belüftungsfähigen Feltung gemacht werden. Der Aufenthalt in diesen tieflegenden Kellern ist auch ein ausgezeichnete Schutz gegen die verjüngende Blut des nordafrikanischen Wüstenklimas.

Aufbewahrung von Kartoffeln.

Die nunmehr einsehende größere Zufuhr von Kartoffeln ver- anlaßt viele Haushaltungen, sich größere Mengen von Kartoffeln zu beschaffen. Hierzu sei bemerkt, daß sich Frühkartoffeln im all- gemeinen nicht zur längeren Aufbewahrung eignen, zumal bei der diesjährigen großen Feuchtigkeit. Auch der verhältnismäßig geringe Stärkegehalt der Frühkartoffel bringt ein leichteres Verderben mit sich. Wer sich jedoch aus irgendwelchen Gründen Frühkartoffeln hin- legen will, der muß sie erst sorgfältig mit der Hand verlesen. Alle angelegenen, verletzten oder bereits angefaulten Kartoffeln müssen ausgeschieden und zum sofortigen Verbrauch bereitgestellt werden. Die aufzubewahrenden Kartoffeln sind in einem luftigen, möglichst dunklen Raum, eventuell unter leichter Zudeckung mit altem Zeitungspapier aufzubewahren, keinesfalls darf die Auf- bewahrung in schlecht gelüfteten Kellern erfolgen, besonders dann nicht, wenn in den Kellern Anlagen für Zentralheizung oder Warm- wasserbereitung vorhanden sind. Schnelles Verderben würde die unausbleibliche Folge sein. Für die Hausfrauen sei hier noch ein kleiner Wink gegeben, wie sie ohne Schwierigkeiten schwärzlichen Kartoffeln die schöne weiße Farbe wiedergewinnen können. Bei solchen Kartoffeln legt man dem Kochwasser kurz vor dem Garwerden einen Löffel Essig bei und läßt sie dann vollends weich kochen. Die Knollen werden dann die normale weiße Farbe zeigen, ohne im Geschmack irgendwie beeinflusst zu sein.

Notizen.

— Professor Reiber †. Einer der herborragendsten Ver- treter der dermatologischen Wissenschaft, Prof. Dr. Albert Reiber, ist in Breslau am 61. Lebensjahr gestorben. Er war es, der im Jahre 1879 den Gonococcus, den Erreger der Gonorrhoe entdeckte, und er hat dann auch außerordentlich Verdienstliches geleistet in der Bekämpfung dieser Geschlechtskrankheit, wie nicht minder in der Erforschung und Bekämpfung der gefährlichen Syphilis. Er ver- suchte, ein Heilmittel gegen diese Seuche zu finden, indem er, zuerst auf eigene Kosten, dann mit Reichsunterstützung, in Batavia einer großen Anzahl von Affen die Syphilis einimpfte. Auch um die Erforschung der Lepra hat Reiber sich verdient gemacht. Als Vor- sitzender der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat er in zahlreichen Vorträgen und Schriften erfolgreich für die Ziele dieser Vereinigung gewirkt.

— Die Inschrift am Reichstagsgebäude. Die viel umstrittene Angelegenheit der Inschrift auf dem Reichstags- gebäude am Königsplatz findet jetzt ihre endgültige Lösung. Die vom Ausschuss für den Reichstagsbau beschlossene Aufschrift: „Dem Deutschen Volke“ wird in großen deutschen Buchstaben an- gebracht.

— Die Schweizerische Schillerstiftung beschloß, dem Schriftsteller Alexander Costell in Zürich für seinen Roman- band „Capriccio“, dem Genfer Frank Grandjean und Dominik Müller in Basel für ihre Gedichte und Albert Steffen in München für seine Romane Ehrengelände von je tausend Frank zu über- weisen. Andere Schriftsteller und Dichter erhielten kleinere Zu- weisungen.

— Romain Rolland, der bekannte französische Dichter, hat kürzlich auf eine Rundfrage nach der besten Methode, dem fran- zösischen Geist nach dem Kriege einen möglichst großen Einfluß zu gewähren, die Antwort gegeben: „Güten wir uns, der Welt unser Denken aufzubringen, erweitern wir vielmehr unseren Gedanken- horizon, so daß die Welt von uns bereichert wird. . . .“ Röße Frankreich ein Speicher Europas sein, wie es einst Gallien mit seinem besten Korn für Rom war. Denken wir, schaffen wir für alle! Aber vergesse man nicht: damit Frankreich über die Welt seinen Strahl werfe, müssen ihm noch Menschen bleiben. Das Kapital der Mensch- kraft ist im Abendland nicht mehr unerlässlich: man wird es in kurzem an den Liden erkennen, die der Krieg gerissen. . . .“

— Eine radio-telegraphische Verbindung zwischen den Niederlanden und Indien ist nach einer Meldung des Haager „Nabersland“ zustande gekommen. Die Ver- bindung arbeitet zwar noch nicht zur vollen Zufriedenheit und kann vorläufig nur des Nachts unter günstigen Umständen in Tätigkeit treten, gibt aber dennoch die Hoffnung, daß mit ihrer Hilfe die eng- lische Kontrolle der niederländischen Telegramme umgangen werden kann.

„Sie selbst hat eigentlich nicht recht gewollt,“ berichtete Niclas, „aber sie haben ihr alle zugeredet, daß sie eine Märthin wäre, so eine Partie auszuspielen da ihr Mann nun doch einmal tot sei und sie nach dem Tode des alten Klars nicht aus und nicht ein wüßte, zumal mit ihrem Kinde.“

„Mit ihrem Kinde?“ fragte der Seemann lebhafter; „es lebt also?“

„Jawohl, der Junge lebt und ist auch mit drüben, und der Krüger hat versprochen, daß er ihn halten werde, wie sein eigenes Kind, und in die Präzeptorschule schicken wolle. Dem wird's einmal nicht fehlen.“

„Weiter — weiter!“

„Ja, die Annika mochte nicht und soll viel gemeint haben. Aber nachher kam er das zweite Mal herüber, als schon das Eis aufgehen wollte, und brach mit dem Fuhrwerk ein, daß die schönen Pferde ertrinken mußten, und wurde nur mit Mühe und Not gerettet und ins Dorf gebracht. Da lag er mehrere Wochen schlecht krank, so daß wir an seinem Auf- kommen schon verzweifelten, und seine Mutter glaubte gar, er sei tot, denn beim Eisgange konnte kein Boot hinüber, ihr Nachricht zu bringen. Da soll sie sich schwere Vorwürfe gemacht haben, daß sie von dieser Heirat nichts hat wissen wollen, denn sie hatte in ihrem Stolz auf eine ganz andere Schwiegertochter gerechnet. Als sich nun aber ihr Sohn der Annika wegen in Lebensgefahr begeben hatte und als sie er- fuhr, daß er bei uns totkrank liege, da kam sie herüber und sagte ihm, daß er tun könne, was er wolle, und daß sie ihm nicht weiter hinderlich sein werde. Das half ihm denn bald wieder auf die Beine, aber er blieb noch bei uns einen ganzen Monat lang, und da hat denn die Annika endlich auch Ver- nunft angenommen und nachgegeben, und so ist heute die Hochzeit.“

Der Fremde hatte während dieser Erzählung düster vor sich hingesehen und schwer geatmet. „Ich weiß nun alles,“ sagte er nach einer Weile: „Ich muß hinüber — auch bei der lustigen Hochzeit sein. Vielleicht komm' ich noch zur Zeit.“

„Das wird nicht angehen, Herr,“ meinte Niclas. „Sie haben sämtliche Boote mitgenommen.“

„Zum Teufel!“ rief der Seemann ingrimig, „auch das noch! Kein einziges Boot zurückgelassen?“

„Soviel ich weiß, nicht,“ versicherte Niclas. „Der kleine Klarsche Handlahn liegt zwar auf dem Sande, aber der Boden ist an mehreren Stellen ausgefault.“ (Fortf. folgt.)

